

Aus Politik und Zeitgeschichte - Podcast

Folge „Biodiversität“

Gesprächspartner/-innen:

Sebastian T. Meyer, Katrin Böhning-Gaese, Gisela Wachinger

- Redaktion (Aus Politik und Zeitgeschichte): Johannes Piepenbrink, Isabel Röder
 - Redaktion (hauseins): Gina Enslin
 - Produktion: hauseins
 - Sprecherin: Sarah Zerback
 - Musik: Joscha Grunewald
 - Produktion: 11.02.2026
 - Spieldauer: 39 Minuten
 - hrsg. von: Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Bonn
-

Vogelstimmen

Sarah Zerback: Was Sie gerade gehört haben, ist richtig gesund. Denn Vogelstimmen zu hören, verbessert unser psychisches Wohlbefinden, das haben Forschende am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung festgestellt. Je mehr Vögel, umso besser also. Allerdings werden die Vögel immer weniger.

Musik

Rund eine Million Arten sind vom Aussterben bedroht, das schätzt der Weltbiodiversitätsrat. Das sind mehr als je zuvor und es ist nicht nur für die betroffenen Arten ein Problem, sondern für die Funktionsweisen ganzer Ökosysteme und damit auch für uns. Wie es um die Biodiversität steht, welche Bedeutung sie für unser Leben hat und wie sie besser geschützt werden kann, darum geht es in dieser Folge von „Aus Politik und Zeitgeschichte“ und ich bin Sarah Zerback.

Der Biologe Sebastian Meyer erklärt, warum wir Biodiversität brauchen. Die Biologin Kathrin Böhning-Gaese beschreibt, was wir tun können, um Biodiversität besser zu schützen. Und die Mediatorin Gisela Wachinger berichtet von ihren Erfahrungen in Konflikten rund um Naturschutz und Biodiversität. Die Ausgabe der Zeitschrift „Aus Politik und Zeitgeschichte“ zum Thema „Biodiversität“ finden Sie auf bpb.de/apuz. Wie immer gibt es auch zu dieser Folge ein Transkript. Sie finden es in der bpb-Mediathek oder als Link in den Shownotes.

Musik

Die Vielfalt der Lebewesen auf unserem Planeten, von Regenwald bis Arktis, scheint grenzenlos, tatsächlich wird sie aber immer kleiner. Die Weltnaturschutzunion gibt jedes Jahr eine Liste heraus, in der sie festhält, welche Arten aktuell bedroht sind oder als ausgestorben gelten. 2025 sind noch einige dazugekommen: Auch der Dünnschnabel-Brachvogel, die Weihnachtsinsel-Spitzmaus und die Kegelschnecke gelten jetzt als ausgestorben. Sie gibt es einfach nicht mehr. Biodiversität ist aber mehr als Artenvielfalt. Was genau heißt Biodiversität, und was bedeutet ihr Verlust für uns? Darüber habe ich mit Sebastian Meyer gesprochen. Er ist Professor am Lehrstuhl für Terrestrische Ökologie an der TU München. Schönen guten Tag Herr Meyer.

Sebastian T. Meyer: Guten Tag Frau Zerback und vielen Dank für die Einladung.

Sarah Zerback: Ja, also Biodiversität, Vielfalt des Lebens, wenn man es mal übersetzt, da kann ja irgendwie jeder und jede was mit anfangen, aber so richtig definieren können das wohl die wenigsten. Fangen wir vielleicht damit an, was also ist Biodiversität?

Sebastian T. Meyer: Tatsächlich ganz grob gefasst, ganz weit gefasst ist es diese gesamte Vielfalt von Biologie auf der Welt, angefangen bei Arten. Das ist vielleicht das, wo die meisten dran denken. Wie viele Vögel, wie viele Pflanzen, wie viele Fische gibt es irgendwo. Aber selbst innerhalb der Arten gibt es Diversität. Also die genetische Vielfalt innerhalb einer Art, kann man sich vielleicht am besten vorstellen mit gezüchteter Vielfalt, irgendwie Kultursorten von Kohl, von Äpfeln, von Hunderassen. Das ist alles eine Art, aber unglaublich divers innerhalb der Art. Und über den Arten gibt es dann noch die Vielfalt der Ökosysteme, die unterschiedlichst ausgeprägt sind auf der Welt von Wäldern, Savannen, polare Gebiete, alles, was Sie sich vorstellen können.

Sarah Zerback: Das klingt schon sehr divers und irgendwie auch schwer greifbar und was ich bei der Recherche gehört habe eben auch nicht leicht messbar, oder?

Sebastian T. Meyer: Tatsächlich schon. Also dieses Bild, was man vielleicht im Kopf hat, was Biologen machen, was Naturforscher machen, mit dem Insektenkescher durch die Welt laufen, Individuen fangen und dann hinterher beschreiben, zeichnen und ihnen Namen geben, das ist tatsächlich immer noch wie viel Diversitätsmessungen funktioniert. Also wir müssen die einzelnen Individuen sehen, beschreiben und ihnen Namen geben und zählen.

Sarah Zerback: Richtig Handarbeit.

Sebastian T. Meyer: Auf jeden Fall. Also das ist wirklich ein langwieriger Prozess natürlich für ein Gebiet, weil das alles dann auch noch variabel ist. Nicht jede Art ist zu jedem Zeitpunkt da.

Das hängt mit Jahreszeiten zusammen, das hängt mit unterschiedlichen Umweltbedingungen, Wetterfluktuationen zusammen. Das heißt, es reicht auch nicht

nur einmal zu messen, man muss dann wiederholt häufig messen. Und es ist einfach eine sehr große Aufgabe, weil es so divers ist, weil es so viele unterschiedliche Dinge gibt, die wir alle beschreiben müssten, um die gesamte Diversität von der Fläche zu beschreiben.

Sarah Zerback: Man kennt das jetzt vom Klimawandel, da arbeiten und kommunizieren ja viele mit dem CO₂-Gehalt in der Atmosphäre. Wie ist das bei der Biodiversität? Gibt es da auch so einen Marker oder so einen Fühler?

Sebastian T. Meyer: Also die Zahl, die vermutlich am häufigsten verwendet wird, ist tatsächlich die Anzahl Arten, die vorkommen. Insofern wäre das unser Indikator. Der Unterschied zum CO₂-Gehalt ist: Wir können einen Sensor irgendwo hinhängen und der kann uns kontinuierlich den CO₂-Gehalt messen. Mit Diversität können wir das eben nicht. Mit Diversität steckt da all diese Handarbeit hintendran und tatsächlich ist es auch Teil von aktueller Forschung, so was wie einen Biodiversitätsfühler zu entwickeln. Also es gibt neuere Methoden, environmental DNA, es werden quasi DNA-Proben aus der Umwelt gewonnen und dann werden die sequenziert und dann kann man gucken, was da drin ist. Es gibt Forschung unter Einsatz von künstlicher Intelligenz, Fotos zu machen, akustische Signale aufzunehmen und die hinterher zu bestimmen. Das werden alles Prozesse sein, die mal helfen können, vielleicht zu so einem Diversitätsfühler zu kommen. Bislang sind wir da einfach noch nicht so weit. Bislang müssen wir es tatsächlich einfach händisch fangen und beschreiben.

Sarah Zerback: Wo ist denn die Biodiversität am größten oder ist die gleichmäßig über die Erde verteilt?

Sebastian T. Meyer: Nein, die ist sehr ungleichmäßig verteilt. Also, wenn man an große globale Muster denkt, ist ganz definitiv, die Tropen sind der Hotspot der Biodiversität. Artenreichtum pro Fläche ist da um ein Vielfaches höher als es zum Beispiel bei uns ist. Also ein Hektar tropischer Wald enthält mehr Baumarten als irgendwie ganz Europa. Also unglaubliche Vielfalt. Also wir schätzen, und weil es Schätzungen sind, gibt es da so eine Range, irgendwas zwischen 8 Komma paar Millionen, 10 Millionen, manche Schätzungen gehen noch deutlich viel höher, Arten gibt es auf der Welt, beschrieben davon sind ein bisschen mehr als eine Million. Das heißt, wir kennen vielleicht ein Zehntel und den Rest kennen wir noch gar nicht. Ein ganz großer Teil dieser Diversität sind Insekten und ganz viele eben in den Tropen, in den Kronräumen. Und die andere große Unerforschte ist der Boden. Der Boden ist unglaublich divers, aber auch viel schwieriger zugänglich und dadurch schlechter beschrieben.

Sarah Zerback: Wenn das so ist, also noch so viele Fragezeichen eigentlich da sind und es keinen Biodiversitätsfühler, wie Sie es genannt haben, gibt, stelle ich mir das auch wahnsinnig schwierig vor in der Wissenschaftskommunikation, also auch in der Kommunikation nach außen. Ist das ein Problem, um auch die Dringlichkeit und die Wichtigkeit von Biodiversität nach außen hin zu kommunizieren?

Sebastian T. Meyer: Definitiv. Also es ist natürlich ein Thema, warum brauchen wir Diversität überhaupt? Da werden wir im weiteren Verlauf sicher noch drauf kommen. Aber um bei diesem Kommunikationsthema speziell zu bleiben, es gibt – also ich bin an der TU München, und Bayern ist relativ berühmt geworden für dieses Volksbegehren zur Artenvielfalt, ausgelöst durch diese Krefeld-Studie, die gezeigt hat, 75 Prozent Rückgang in der Biomasse von Insekten in Deutschland, und zwar nicht irgendwo, sondern in bereits geschützten Gebieten. Selbst da geht die Biomasse der Insekten so drastisch zurück. Und das hat berechtigterweise zu einem großen Aufschrei geführt und auch zu einem großen medialen Interesse geführt. Dann gab es dieses Volksbegehren in Bayern, das sehr erfolgreich war, das dann unter dem griffigen Slogan lief „Rettet die Bienen“. Und das funktionierte, weil jeder sich mit Bienen irgendwie identifizieren kann. Jeder hat irgendwie mal Biene Maja gesehen oder so was. Das hat dann aber im Nachgang dazu geführt, dass es jetzt ganz viele neue Hobbyimker gibt. Die argumentieren, dass sie da was für Biodiversität tun. Und ich finde es toll, wenn Leute sich für Natur interessieren. Ich finde es auch toll, wenn Leute imkern, aber das löst nicht die Biodiversitätskrise, eher im Gegenteil. Wir tragen dazu bei, dass wir ein domestiziertes Insekt, ein Nutztier in noch größeren Mengen halten und dieses Nutztier konkurriert dann mit Wildarten um Ressourcen und verstärkt vielleicht sogar noch den Rückgang in den Wildbienen. Das heißt, man muss sehr, sehr aufpassen, wie solche Aussagen dann interpretiert werden und was Leute darunter verstehen und dann eben auch für Schutzintentionen und auch für Handlungsdirektiven daraus ableiten.

Sarah Zerback: Man muss es irgendwie griffig machen, aber es zu sehr runterbrechen ist eben dann auch kontraproduktiv. Wozu ist Biodiversität denn eigentlich wichtig?

Sebastian T. Meyer: Biodiversität ist wichtig, weil all diese Arten in Ökosystemen Sachen machen. Die fressen, die werden gefressen. Ökosysteme sind nach außen offene, aber in sich extrem vernetzte Systeme, in denen Energie transportiert wird, in denen Ressourcen transportiert werden, in denen Informationen transportiert werden. Und all diese, wir nennen es biogeochemischen Kreisläufe, all dieses Umsetzen von Kohlenstoff, von Stickstoff, von Phosphor, all der Elemente, die in organischem Material vorkommen, ist darauf angewiesen, dass diese Prozesse laufen. Vielleicht einfacheres Beispiel: Wenn wir eine Wiese haben und wir wollen ernten, um damit unsere Kühe zu füttern oder sowas, sind wir darauf angewiesen, dass da eine Menge Ertrag entsteht, eine Menge Biomasse wächst. Und wie viel Biomasse da wächst, hängt davon ab, welche Arten vorkommen und wie viele Arten da vorkommen. Es gibt Arten, die unter unterschiedlichen Bedingungen besser wachsen. Wir haben ein feuchtes Jahr, wir haben ein trockenes Jahr. In dem einen Jahr wächst die eine Art besser, in dem anderen Jahr wächst die andere Art besser. Aber dann ist dieses System mit zwei Arten stabiler bei wechselnden Umweltbedingungen. Jetzt haben wir nicht nur Feuchtigkeit, sondern wir haben ganz viele Umweltbedingungen. Wir haben Interaktionen mit Pathogenen, mit Mikroorganismen, positive wie negative. Wir haben Interaktionen zwischen den Arten

untereinander, die konkurrieren um Ressourcen und unterschiedliche Arten nehmen dann aus dem Boden unterschiedliche Ressourcen aus unterschiedlichen Wurzeltiefen auf und können insgesamt mehr produzieren als wenn nur eine Art da steht, wo alle Individuen gleich tief wurzeln und alle untereinander konkurrieren. Diese Art von Teamarbeit, wenn man so will, das nennen wir Komplementarität. Arten unterscheiden sich in ihren Eigenschaften und damit in ihren Beiträgen zu Ökosystemen. Und deswegen ist Biodiversität wichtig.

Sarah Zerback: bei einigen Tier- und Pflanzenarten gibt es ja Beispiele, die Biene haben wir schon angesprochen, aber die sind sehr griffig und fast schon weltweit bekannt, also der Eisbär, fast schon ikonisch ja auch für die Umwelt- und Klimabewegung, das Korallensterben. Können Sie quantifizieren, wie viele Arten weltweit tatsächlich bedroht sind?

Sebastian T. Meyer: Es ist natürlich eine Herausforderung zu quantifizieren, wie viel bedroht ist, wenn wir gar nicht wissen, was es alles gibt. Insofern arbeitet man quasi mit Schätzungen von dem Teil, den wir kennen, wie viel davon ist bedroht. Das machen international die YUCN, eine NGO, die eben den Gefährdungsstatus von Arten betrachtet. Und von den Arten, die wir kennen, fokussiert man dann häufig noch mal auf die Wirbeltiere, also Vögel, Säugetiere, Amphibien, Reptilien, weil das die am besten beschriebenen Gruppen sind und auch die Gruppen, wo man über die Populationen, über das Vorkommen von Individuen am besten Bescheid weiß. Das wird dann zusammengefasst in zum Beispiel dem IPBES-Bericht, IPBES ist quasi die von der UN eingerichtete Organisation zur Bewertung der Biodiversitätssituation und damit eigentlich auch die international anerkannteste Referenz. Und die fassen dann in großen Assessments unter Beteiligung einer großen Vielzahl von Expertinnen und Experten global die Evidenz zusammen und deren Schlussfolgerung ist, von den maximal 10 Millionen Arten, die wir vermutlich haben, sind eine Million, zehn Prozent, existenziell bedroht.

Sarah Zerback: Wenn ich Ihnen so zuhöre und Sie beschreiben das in ihrer ganzen Komplexität, dann könnte ich mir vorstellen, macht es ja auch einen Unterschied, wenn man noch mal in die Historie blickt und was man sozusagen auch als Nullpunkt definiert. Ob man sagt, ich gucke von jetzt oder ich gucke aus den 70ern. Das spielt auch eine Rolle?

Sebastian T. Meyer: Das spielt eine sehr große Rolle. Es gab vor ein paar Jahren mal in der Wissenschafts-Community relativ hitzige Debatten darüber, weil es Studien gab, globale Synthesen gab, die sich lokale Artenanzahlveränderungen angeguckt haben und die dann entweder keine Evidenz für einen Artenverlust gefunden haben oder sogar positive Effekte, ansteigende Artenzahlen. Und die beste Erklärung dafür ist tatsächlich, was wir ein Shifting Baseline Bias nennen. Dass wir, wenn wir die Entwicklung, sagen wir, über die letzten 10, über die letzten 15 Jahre messen können oder gemessen haben das dann

vergleichen mit einem Referenzwert aus, sagen wir, 1970 oder so was, dann kann es sein, dass wir über die letzten 10-15 Jahre positive Effekte sehen. Natürlich findet Naturschutz statt, natürlich findet Renaturierung statt und die kann lokal die Artenzahlen verbessern. Aber dieser Zustand 1970 ist vielleicht schon komplett reduziert im Vergleich zu einer natürlichen Bedingung, sagen wir, um 1900 oder 1800. Nur haben wir für diese weit zurückliegenden Zeitpunkte meistens keine Daten. Das ist tatsächlich ein großes Problem, um zu zeigen, wo stehen wir denn eigentlich gerade aktuell.

Sarah Zerback: Und die Ursache für diese Krise, die aktuelle der Biodiversität, ist das platt gesagt der Mensch? Sind wir das?

Sebastian T. Meyer: Also, das ist die kürzeste denkbare Antwort, ja, das sind wir. Es ist die Art, wie wir die Erde transformieren, wie wir Boden bearbeiten, Boden verändern, Boden bebauen. Ganz klar, Landnutzung ist der große Treiber des Biodiversitätsverlusts. Neben, und das ist dann meistens für individuelle Arten, der direkten Nutzung, also der direkten Ausrottung durch Bejagung oder durch das Roden von Primärwäldern, vernichten wir natürlich die Baumarten selbst, die wir da fällen, aber auch den Lebensraum für all diese Vielfalt, die in diesem Wald mal gelebt hat. Also direkte Übernutzung und dann ist es Landnutzung.

Sarah Zerback: Löst dann Kettenreaktionen aus, weil alles vernetzt ist. Was ist denn da in Deutschland der größte Treiber?

Sebastian T. Meyer: Genau das Gleiche wie global mit dem Unterschied, dass es hier nicht mehr viel natürliche primäre Umwelt gibt, die man direkt zerstören könnte, sondern Europa ist ein Zentrum, was schon seit Jahrtausenden menschlich besiedelt und menschlich verändert ist. Und das muss nicht mal notwendigerweise sofort zu einer Reduktion von Diversität führen. Vorstellung für Zentraleuropa ist, dass ohne menschliches Zutun wir vermutlich, auch das wird diskutiert, wie sehr das stimmt, aber vermutlich einen relativ geschlossenen Buchenwald hätten. Und Buchenwald ist wichtig, natürlich, aber es ist nicht das diverseste Ökosystem, was wir haben. Sondern die Offenlandsysteme sind eigentlich artenreicher. Also extensive Wiesen, die klassische Kulturlandschaft, die wir irgendwie vielleicht noch so im Kopf haben aus sehr alten Filmen oder alten Gemälden. Diese Kulturlandschaft ist entstanden, weil der Mensch Wald gerodet hat und dann die Flächen sehr extensiv bewirtschaftet hat und damit Lebensraum für ganz viele Arten geschaffen hat. Das heißt, eine sehr extensive Form von Landwirtschaft hat überhaupt erst mal dazu geführt, großflächiger eine sehr biodiverse Landschaft zu erzeugen. Und dann haben wir aber Landwirtschaft sehr stark intensiviert. Wir haben Zugang zu Kunstdünger, haben Zugang zu Maschinenparks, wir konnten Flächen intensiver bewirtschaften und damit natürlich auch den Ertrag steigern, ganz klar, mit aber negativen Effekten auf die Biodiversität. Das hat die Deutsche Akademie der Wissenschaften, die Leopoldina, auch sehr eindrücklich

zusammengefasst. Landwirtschaft ist – einfach, weil es auch flächenmäßig – die Hälfte der Fläche Deutschlands ist landwirtschaftlich genutzt, ackerbaulich genutzt oder ackerbaulich und Grünlandbewirtschaftung genutzt. Das hat einfach einen sehr großen Einfluss.

Sarah Zerback: Könnten Sie das vielleicht noch mal beispielhaft an Deutschland schildern, welche sichtbaren Folgen das jetzt schon hat?

Sebastian T. Meyer: Zum Beispiel diese Krefeld-Studie, die wir eben schon kurz erwähnt haben. Wir haben diesen massiven Rückgang in Insekten-Biomasse. Wir haben alarmierende Zahlen, was Vögel angeht. Das ist die beststudierte Gruppe, weil es einfach sehr viele Fachornithologen, aber auch sehr viele Hobbyornithologen gibt, die sehr klare Zählungen machen. Und das ist Zentraleuropa, Deutschland, das ist Nordamerika. Massive Rückgänge in Individuenzahlen und in Artenzahlen. Und auch da sind es insbesondere die Offenlandarten. Das sind die Arten, die mit Menschen assoziiert entwickelt haben, ausgebreitet haben, die jetzt massiv leiden. Es sind nicht mehr nur die seltenen Arten. Es sind nicht mehr nur die Spezialisten, die Reliktarten in irgendwelchen natürlichen Gebieten, Habitaten, wenn die zerstört werden, verlieren wir diese Arten, aber wir verlieren mittlerweile selbst die häufigen Arten, selbst die Generalisten.

Sarah Zerback: Sebastian T. Meyer, Professor an der TU München. Herr Meyer, ich danke Ihnen für Ihre Expertise hier in unserem Podcast.

Sebastian T. Meyer: Sehr gerne, vielen Dank.

Musik

Sarah Zerback: Das Problem ist also erkannt, und es tritt immer deutlicher zutage: Dadurch, dass Biodiversität weltweit zurückgeht, wichtige Ökosystemleistungen verloren, auf die wir als Menschen angewiesen sind. Aber was wird politisch dagegen unternommen? Montreal, Dezember 2022: Zwei Wochen lang haben Vertreterinnen und Vertreter von rund 200 Staaten hier verhandelt. Beim Weltnaturgipfel haben sie sich schließlich darauf geeinigt, 30 Prozent der Land- und Meeresflächen auf der Welt unter Schutz zu stellen. Bis 2030 soll das passieren. Außerdem sollen bis dahin auch 30 Prozent der geschädigten Ökosysteme wiederhergestellt werden. Es ist zwar eine freiwillige Vereinbarung – wichtig ist sie trotzdem. Warum, das erklärt die Biologin und Ornithologin Kathrin Böhning-Gaese. Sie leitet das Helmholtz Zentrum für Umweltforschung in Leipzig.

Kathrin Böhning-Gaese: Diese weltweiten Vereinbarungen sind unglaublich wichtig, weil die immer wieder aufs Neue das Thema auf die Agenda setzen und man in den einzelnen Ländern, auch in Deutschland, darüber diskutiert, wo man da steht und wo man hin möchte und weil das ein gemeinsamer Entschluss von Hunderten von Ländern ist. Und da müssen dann die einzelnen Länder das in ihren nationalen Zielen übersetzen

und müssen da regelmäßig berichten. Und das macht jetzt keinen Druck im Sinne von, dass dann die Polizei vor der Tür steht, wenn man das nicht einhält, aber es übt eben einen ethisch-moralischen Druck, dem sich die Länder schon verpflichtet fühlen. Und bei den Gipfeln, wenn dann da berichtet wird, wir haben hier Vorreiterländer, die haben das geschafft und andere Länder, die haben noch nicht mal angefangen, dann fällt es negativ auf diese Länder zurück. Und in diesem globalen Ringen um Aufmerksamkeit möchte dann kein Land so ganz hinten anstehen in der Regel.

Sarah Zerback: Neben diesem indirekten Druck auf internationaler Ebene gibt es natürlich auch bindende Vereinbarungen. Für uns in Deutschland sind Beschlüsse der EU besonders wichtig, wie zum Beispiel die Flora-Fauna-Habitat Richtlinie von 1992 oder die Wiederherstellungsverordnung von 2024. Sie regeln, dass geschädigte Ökosysteme renaturiert werden und Schutzgebiete ausgewiesen werden. Bis zum Jahr 2030 sollen mindestens 30 Prozent der europäischen Land- und Meeresflächen unter Schutz stehen. Zumindest auf dem Papier steht Deutschland nicht schlecht da.

Kathrin Böhning-Gaese: Also Deutschland ist bei den Flächenzielen sogar relativ gut dabei. Wenn man alles in Deutschland zusammenrechnet, vom Nationalpark bis zum Landschaftsschutzgebiet und womöglich Naturpark, kann es gut sein, dass wir bei den 30 Prozent schon sind, aber die einzelnen Flächen sind nicht gut geschützt. Man sieht es daran auch beim Meeresnaturschutz, gerade das Wattenmeer ist eine unserer wertvollsten Regionen und selbst da ist es in Nationalparks über weite Gebiete erlaubt, Fischerei zu betreiben bis hin zur Grundschleppnetzfisherei. Und da kann man sich schon fragen, wie gut die Qualität des Schutzes in Deutschland ist und ob man da nicht besser werden sollte.

Sarah Zerback: Zumal manche Gesetze den Schutz der Biodiversität geradezu unterlaufen. Wenn zum Beispiel Baugenehmigungen gelockert werden, damit der sogenannte Bauturbo zünden kann. Das erleichtert dann zwar die Bebauung von Flächen, kann aber auf Kosten des Schutzes von Biodiversität gehen, kritisiert Kathrin Böhning-Gaese.

Kathrin Böhning-Gaese: Das ist super gefährlich. Man muss dann eben bei diesem Bauthema ehrlich gesagt auch genau hinschauen, weil es steht ja auch unglaublich viel Wohnraum leer und auch die Ansprüche an Wohnfläche sind ja über die letzten Jahrzehnte immens gewachsen. Da ist schon die Frage, warum Sanieren im Bestand nicht auch eine Lösung sein könnte und ob man eben auch durch weitere Stockwerke auf den Häusern den Biodiversitätsfußabdruck des Bauens reduzieren könnte. Ich denke, die Frage wird nicht hinreichend diskutiert.

Sarah Zerback: Auch im Bereich der Agrarsubventionen gibt es Regelungen, die der Biodiversität schaden.

Kathrin Böhning-Gaese: Immer noch gibt es sieben Milliarden Agrarsubventionen in Deutschland pro Jahr, die im Wesentlichen nach der Fläche ausgeschüttet werden. Und

eine Vielzahl von Kommissionen hat sich dafür eingesetzt, dass diese Flächenförderung reduziert bis komplett beendet wird und dass eine Förderung nach den Gemeinwohlleistungen der landwirtschaftlichen Betriebe laufen. Also wie viel tun die Betriebe für Biodiversitätsschutz, Wasserschutz, Klimaschutz, sodass es die Subventionen danach gibt, welchen Einsatz für das Gemeinwohl leistet der Betrieb. Da haben die Kommission und auch die Zukunftskommission Landwirtschaft über Jahre diese Politik versucht zu verfolgen, derzeit haben wir einen Riesenrollback, wo alles nur noch über Flächenförderung gehen soll. Also ganz dramatische und sehr besorgniserweckende Rückentwicklungen.

Sarah Zerback: Aber was ist denn eigentlich wichtig, um Biodiversität sinnvoll zu schützen? Katrin Böhning-Gaese hält drei Aspekte für zentral:

Kathrin Böhning-Gaese: Das erste ist, große Schutzgebiete und ein besserer Schutz in den Schutzgebieten plus Renaturierung, also Wiederherstellung der Natur. Das zweite ist eine produktive, aber nachhaltige Landwirtschaft. Und das dritte ist ein nachhaltiger Konsum, konkret eine geringere Lebensmittelverschwendung und eine pflanzenbasierte Ernährung. Warum ist das letzte wichtig? Unser Konsum hat Folgen für den Flächenverbrauch und Fleisch hat einen ganz anderen Flächenfußabdruck als pflanzliche Ernährung. Wenn man es extrem zugespitzt gegenüberstellen möchte, braucht man für ein Kilogramm Rindfleisch 160-fach die Fläche wie für ein Kilogramm Kartoffeln. Und das zeigt, dass man auch schon mit einer Reduzierung des Fleischkonsums unglaublich viel Fläche frei bekommen könnte für eine biodiversitätsfreundlichere, nachhaltigere Landwirtschaft und für größere und besser gemanagte Schutzgebiete.

Sarah Zerback: Auch unabhängig von Konsumfragen kann man selber was für die Biodiversität tun. Eine Möglichkeit ist es, sich im Bereich der Citizen Science zu engagieren als „Bürgerwissenschaftler“, also dabei zu helfen, Biodiversität überhaupt erstmal zu erfassen. Denn das ist ja, wie Sebastian Meyer vorhin erklärt hat, gar nicht so leicht.

Kathrin Böhning-Gaese: Eigentlich sind fast alle Daten, die wir in der Biodiversität so nutzen, unser ganzes Wissen, wie sich Bestände an Tieren und Pflanzen verändern, das kommt alles aus Citizen-Science-Daten. Und da haben wir natürlich die, es ist dann etwas schwieriger und professioneller, die ornithologischen Erfassungen, das Tagfalter-Monitoring und ganz viele lokale Initiativen für blühende Wiesen, für Schmetterlinge, wo man eben auch als Bürgerwissenschaftlerin, Bürgerwissenschaftler einen Unterschied machen kann.

Sarah Zerback: Und es geht sogar noch niedrigschwelliger.

Kathrin Böhning-Gaese: Man kann sogar auf dem eigenen Balkon anfangen. Wenn man da als Balkonpflanzen zum Beispiel Lavendel und Salbei hat, der bienenfreundlich ist,

dann hat man schon auf dem Balkon was für Biodiversität getan. Noch mehr im eigenen Garten, wenn man den eben wild und naturnah hat, statt Rollrasen, lieber eine diverse Wiese, wo viele verschiedene Arten blühen. Da kommen die Vögel, da kommen die Insekten, die Schmetterlinge. Und wenn man dann noch Büsche hat, die einheimische Arten sind und Beeren haben, wo dann die Vögel im Winter was zu fressen haben, da kann man sehr, sehr viel machen. Oder Holzhaufen für Igel und so weiter. Oder man setzt sich auch in der Stadt dafür ein, dass es eben blühende Wiesen gibt, statt Parkanlagen, die nur aus Rasenflächen bestehen, einheimische Baumarten pflanzen. Und dann kann man sehr viel über den eigenen Konsum machen.

Sarah Zerback: Das alles sind kleine Schritte. Und wenn man sich die großen Herausforderungen im Bereich Biodiversität anschaut, dann kann man schon mal pessimistisch werden. Wie schafft man es also bei dem Thema, sich nicht ohnmächtig zu fühlen, nicht zu resignieren?

Kathrin Böhning-Gaese: Jetzt ist die Frage, auf was man sich konzentriert. Und ich denke, sowohl in der Wissenschaft als auch persönlich, sich auf die positiven Nachrichten zu konzentrieren, das ist wesentlich. Weil die Zeit ist gerade durchaus düster und zu sehen, dass eben auch positive Geschichten existieren, dass Renaturierung ein Erfolgsmodell ist und dass es eigentlich eine andere Frage ist, die wir jetzt verfolgen müssen. Gar nicht so, warum funktioniert das alles nicht, sondern eher, es funktioniert, aber vielleicht noch nicht in dem Ausmaß, wie wir es bräuchten. Also eher zu gucken, wo haben wir solche Modellstudien, die funktionieren, und wie können wir die in die Fläche tragen, das wäre der Ansatz, den wir in Zukunft viel mehr verfolgen sollten. Also von den Erfolgsgeschichten lernen und die zu skalieren.

Musik

Sarah Zerback: Je konkreter es mit dem Schutz der Biodiversität wird, umso komplizierter kann es sein. Ob es zum Beispiel darum geht, wo neue Windräder, Straßen oder Baugrundstücke entstehen oder wie man sich richtig um ein Waldstück kümmert. Bei der Frage, wie ein bestimmtes Fleckchen Erde genutzt werden sollte, treffen dann oft ganz unterschiedliche Interessen aufeinander, verschiedene Perspektiven, was für diese Fläche am besten wäre. In solchen Fällen kann eine Mediation helfen, damit alle Interessen, auch die der Biodiversität, miteinander in Einklang gebracht werden. Dann kommen Menschen wie Gisela Wachinger vom Mediationsbüro pro re ins Spiel. Sie ist Biologin und vermittelt als Mediatorin in Konflikten rund um Naturschutz und Landschaftsnutzung. Das geht aber nur in bestimmten Fällen.

Gisela Wachinger: Es gibt so verschiedene Kriterien, die für eine Mediation wichtig sind und auch nur unter den Bedingungen würde man die Mediation wirklich beginnen. Also zum Beispiel die Entscheidungsfähigkeit der Parteien, dass alle Interessen am Tisch sind, die freiwillige Teilnahme der Parteien und dass es vor allem so einen Lösungsspielraum gibt.

Sarah Zerback: Und ab dann geht es vor allem darum, sich genauer über die Positionen der verschiedenen Parteien klar zu werden.

Gisela Wachinger: Das ist eigentlich so ein bisschen der Zaubertrick bei der Mediation, dass man eben einander zuhört und so ausgiebig darüber sprechen kann, wie man eine konkrete Sache, ein konkretes Problem sieht. Also was ist der einen Partei wichtig, was ist der anderen Partei wichtig. Und dann findet sich oft eine neue Lösung, mit der man so ein konkretes Problem lösen kann.

Sarah Zerback: Dafür braucht es vor allem Zeit, um gegenseitiges Vertrauen aufbauen zu können. Erst dadurch zeigen sich manchmal die wichtigen Themen und Lösungsmöglichkeiten. Gisela Wachinger beschreibt ein Beispiel aus ihrer Arbeit:

Gisela Wachinger: An diesem runden Tisch gab es viele Verbände von Bürgerinnen und Bürgern, die sich auch um bestimmte Bodendenkmäler gekümmert haben und es gab Naturschutzverbände, die dort sehr aktiv waren. Da war dann ein Thema: der Forst, die Mitarbeiter der Gemeinde, die pflügen ja einfach durch den Wald durch mit ihren großen Maschinen und sehen überhaupt nicht mehr rechts und links, wie sehr das alles da kaputt geht. Und da hätten eben solche Waldarbeiter dann ein Quellgebiet und einen Bach zerstört, in dem Steinkrebse vorkommen. Und Steinkrebse sind besonders geschützte Arten. Die sind auch vom Gesetz so geschützt, dass das nicht passieren darf. Es passiert aber doch. Und zunächst waren da wirklich sehr starke Fronten zwischen den Parteien, die haben sich gegenseitig die schlimmsten Sachen unterstellt. Also, dass das mit Absicht gemacht wurde auf der einen Seite und auf der anderen Seite, dass es vielleicht gar keine Steinkrebse dort gibt und die nur erfunden werden, damit man den Waldarbeitern sagen kann, dass sie doch nicht die Wege kaputt machen sollen oder so.

Sarah Zerback: Es braucht mehrere Mediationssitzungen, bis die Gruppe am Tisch zum eigentlichen Problem und damit auch zu einem Lösungsansatz kommt, um den Steinkrebs und damit die Biodiversität zu schützen.

Gisela Wachinger: Und dann kam raus, dass das Problem eigentlich ist, dass die Information nicht zu den Mitarbeitern gelangt ist, die dann da wirklich mit den großen Maschinen rausfahren. Und zwar einerseits, weil die gar nicht den Zugang zu den Karten und so hatten, um zu wissen, wo ist dieses Quellgebiet. Und andererseits, weil die auch keine Zeit hatten und es auch keine Vorgespräche gab, wo das vielleicht nochmal besprochen hätte werden können, weil eine Kommune immer den billigsten Anbieter nehmen muss für solche Arbeiten. das heißt, man musste, um die Lösung dann wirklich zu finden für so ein Problem, weit reingehen, dass man sagt, ja, vielleicht muss man die Leitlinien der Kommune ändern, eben Aufträge auch vergeben werden können an Waldarbeiten, die das alles berücksichtigen. Also, dass Waldarbeiten nach Qualität vergeben werden und nicht so sehr nur an den günstigen Anbieter. Und man denkt zunächst wahrscheinlich nicht, dass das so viel mit Biodiversität zu tun hat, aber das sind die konkreten Lösungsmöglichkeiten, um bestimmte Arten zu schützen.

Sarah Zerback: Häufig stehen bei Naturschutzkonflikten einzelne Arten im Mittelpunkt, sagt Gisela Wachinger. Ein prominentes Beispiel ist der Juchtenkäfer. Weil der stark gefährdet ist, musste das Bahnhofprojekt Stuttgart 21 damals kurzzeitig gestoppt werden. In der Mediation soll es jedoch auch um Argumente gehen, die vor Gericht weniger Bestand hätten.

Gisela Wachinger: Das Problem bei den Naturschutz- und Biodiversitätskonflikten ist oft, dass einzelne Arten herausgehoben werden als Streitfaktor, nur deswegen, weil man weiß, diese Arten haben eine rechtliche Relevanz. Und dass dann gleichzeitig aber die Parteien sich gegenseitig vorwerfen, dir geht es ja gar nicht um die Art, dir geht es ja um was anderes. Und das muss man dann in der Mediation einfach herausarbeiten, dass es alles berechtigt ist, also sowohl wenn man sagt, es geht einem tatsächlich um die Art, wie diesen Steinkrebs zum Beispiel, aber auch wenn es einem um die Landschaft an sich geht oder den Erholungsfaktor oder dass Flächen nicht versiegelt werden oder dass bestimmte Projekte ermöglicht werden. Das sind ja Interessen, die man auch gegenseitig verstehen kann.

Sarah Zerback: Oft gibt es auch Konflikte mit Bereichen, die ganz nah beieinander liegen und eigentlich etwas Ähnliches wollen. Zum Beispiel wenn Wald für den Bau von Windrädern gerodet werden soll, und damit Klimaschutz in Konflikt mit Naturschutz gerät. Und es kann auch schwierig werden, mehrere Arten gleichzeitig zu schützen. Ein typisches Beispiel dafür: das Thema Deichrückverlegung.

Gisela Wachinger: Dass Deiche, die das Gebiet um Flüsse schützen sollen vor Überflutung, dass die zurückverlegt werden, mehr ins Landesinnere, damit größere Bereiche entstehen, wo der Fluss frei fließen kann und wo vielleicht dann auch wieder so eine Art Auwald entstehen kann oder eben vernässte Flächen, was die Biodiversität sehr stark erhöhen würde und eben besonders die Arten wieder fördern würde, die in solchen Gebieten leben, die manchmal überflutet sind und manchmal nicht, also Pflanzen- und Tierarten. Gleichzeitig sind aber diese Deiche jetzt mittlerweile oft von besonderen Magerwiesen bewachsen. Weil wenn diese Deiche auf eine besondere Art gepflegt werden, selten gemäht werden oder so, dann entstehen auf diesen oft kiesigen Deichen wirklich ganz besondere Magerwiesen, also ganz besondere Blumenzusammensetzungen auch. In dem Moment, wo man die Deiche wegnimmt und nach hinten verlegt, zerstört man diese Magerwiesen. Das ist eigentlich verboten. Und die Frage ist, wie findet man da eine Möglichkeit, um diese Magerwiesen vielleicht zu erhalten, gleichzeitig auch diese Überflutung wieder neu zu ermöglichen, das Gewässer zu schützen. Und es gibt da Projekte, aber diese Projekte sind wirklich dadurch ausgezeichnet, dass diese unterschiedlichen Behörden und Verbände und Interessengruppen sich ganz eng abstimmen und sich überlegen, an welcher Stelle ist es jetzt sinnvoll, an welcher Stelle nicht, wie kann man Orchideen umpflanzen oder Mähgut transportieren, dass sie trotzdem woanders noch wachsen können, um da beide

Aspekte von Biodiversität fördern zu können.

Sarah Zerback: Es geht bei der Mediation darum, einen Konsens und eine gemeinsame Lösung zu finden. Das Aushandeln ist wichtig. Aber es gibt beim Thema Biodiversität auch sowas wie eine natürliche Grenze des Verhandlbaren.

Gisela Wachinger: Das Problem ist, die Ressource Fläche ist auf jeden Fall endlich und die Biodiversität hängt von der Fläche ab. Und wir können nicht zu viele Kompromisse machen oder auch Konsense formulieren, indem man eine Fläche aufteilt oder nach verschiedenen Interessen belegt und nochmal belegt. Die größte Gefahr für den Erhalt der Biodiversität ist der Verlust von Flächen. Und die Fläche als Ressource ist eben deswegen nicht ohne Ende aushandelbar.

Sarah Zerback: Gisela Wachinger betont allerdings auch: Man muss sich nicht um jeden Preis verstehen und Mediation ist immer eingebunden in demokratische Prozesse.

Gisela Wachinger: Mediation ist ein Konfliktlösungsverfahren, was auf Argumenten beruht und wo man einen gemeinsamen Konsens findet. Es steht deswegen nicht, überhaupt nicht, entgegen der repräsentativen Demokratie, sondern es muss in demokratische Prozesse einbezogen werden. Zum Beispiel eben, indem wir sagen, wenn ein Gemeinderat darüber zu entscheiden hat, wie der Wald in Zukunft bewirtschaftet wird, dann ist es auch klar, dass er mit einbezogen sein muss und dass am Ende vielleicht ein runder Tisch kann einen Vorschlag erarbeiten, wie der Wald bewirtschaftet werden muss und dass muss dann von dem repräsentativen Gremium verabschiedet werden. Also in den ganz normalen demokratischen Prozess eingehen. Es steht nicht außerhalb davon. Und auf der anderen Seite eben, wenn man dann nicht mehr an Demokratie glaubt und nicht mehr an wissenschaftsbasierte Fakten glaubt, dann hat Mediation auch keinen Sinn mehr.

Musik

Sarah Zerback: Was wir also mitnehmen können:

1. Eine vielfältige Natur erfüllt viele Funktionen, die auch für den Menschen unverzichtbar sind. Insbesondere durch intensive Landnutzung gefährden wir aber immer mehr Ökosysteme. Das betont Sebastian Meyer.
2. Für den Schutz der Biodiversität kann auf allen Ebenen etwas getan werden: durch internationale Abkommen, nationale Gesetzgebung und auch durch individuelles Handeln. Das hat Kathrin Böhning-Gaese erklärt.
3. Um mit Zielkonflikten rund um Biodiversität umzugehen, kann eine Mediation hilfreich sein, damit Konfliktparteien zum Kern ihres Problems durchdringen, wie Gisela Wachinger berichtet hat. Allerdings gibt es auch Grenzen des Verhandlbaren, und manches Dilemma besteht sogar innerhalb des Artenschutzes.

Musik

Das war „Aus Politik und Zeitgeschichte“. In unserem Heft mit dem Titel „Biodiversität“ können Sie noch mehr zum Thema lesen. Den Link dazu finden Sie in den Shownotes. Wir freuen uns natürlich über Feedback zu diesem Podcast. Fragen, Lob, aber auch Kritik können Sie uns schicken an apuz@bpb.de. In vier Wochen erscheint die nächste Folge. Dann sprechen wir über Propaganda und Desinformation. Mein Name ist Sarah Zerback – bis zum nächsten Mal.

Musik

Der Podcast „Aus Politik und Zeitgeschichte“ wird von der APuZ-Redaktion in Zusammenarbeit mit hauseins produziert. Redaktion für diese Folge: Gina Enslin, Johannes Piepenbrink und Isabel Röder. Produktion: Oliver Kraus. Musik: Joscha Grunewald. Am Mikrophon war Sarah Zerback. Die Folgen stehen unter der Creative Commons Lizenz und dürfen unter Nennung der Herausgeberin zu nichtkommerziellen Zwecken weiterverbreitet werden.